Reiseprediger-Bibliothek
Fd 22

Ein weitgereister Neger

Erzählt von P. Steiner

WÜRTT. EVANG. LANDESKIRCHE
DER OBERKIRCHENRAT
2001/1241
AS / 1907

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1919

Ein weitgereifter Neger

Erzählt von P. Steiner

Basler-Mission - Deutscher Zweig e.V.
Stuttgart
7 Stuttgart-1, Vogelsangstr. 62
Bibliothek

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

Fd 22

Als Sklave verkauft.

In der Fischerstadt La am Gestade der westafrikanischen Goldküste war seit Tagen ein lebhaftes Treiben. Kein Fischerboot hatte den Strand verlassen, um draußen auf dem weiten Gewässer dem üblichen Fischfang nachzugehen; denn alt und jung wollte seinem Stadtwesen nicht den Rücken kehren. Alles strömte einem großen Gehöft zu, wo sich eine Musikbande mit Trommeln und Blashörnern niedergelassen hatte. Ihr gegenüber hockten auf niedrigen Holzsesseln die ehrwürdigen „Stadtväter" und stierten stumpf vor sich hin. Mechanisch sogen sie an ihren kurzen Tonpfeifen und spuckten dabei ab und zu mit aller Geschicklichkeit und Vehemenz durch ihre Zahnlücken. Mitten im Gehöft aber war ein umfangreiches Branntweinfaß aufgestellt, dessen Inhalt verzapft und freigebig herumgereicht wurde. Allerlei Volk drängte sich in das Gehöft herein: Männer, Weiber und Kinder; denn alles wollte mit dem vielbegehrten Fusel bewirtet sein. Die Volksmenge wuchs an und mit ihr das vielstimmige Getöse und der unausbleibliche Heidenspektakel: Weiber klagten und heulten, Kinder kreischten, die junge Mannschaft brüllte und feuerte aus ihren Steinschloßflinten eine Salve um die andere in die Luft, während die Musiker auf ihren großen Trommeln drauflos paukten und auf den Hörnern tuteten. Fetischpriester, mit allerlei Firlefanz behängt, trieben sich dazwischen herum und murmelten

ihre Zaubersprüche. Nach und nach tat der Schnaps seine berauschende Wirkung und in sinnlosem Taumel wankten die erhitzten Gestalten durcheinander.

Man hätte denken sollen, es werde ein Freudenfest gefeiert; denn darauf ließ die wüste, ausgelassene Szene schließen. Aber nein, es war eine heidnische Totenfeier, die dem vor einem Monat verstorbenen Großvater der Familie zu Ehren veranstaltet wurde, damit seine entflohene Seele im düstern Totenreich Ruhe und Frieden finde. Die Kosten, die der reichlich gespendete Branntwein und das dabei verpuffte Pulver der Trauerfamilie verursachte, kamen dabei nicht in Betracht, denn also erforderte es die altheidnische Volkssitte der dortigen Neger. Zudem hätte sich ja auch die abgeschiedene ruhelose Seele des Verstorbenen an seiner Familie gerächt, wenn man ihr nicht dieses Totenopfer pünktlich dargebracht hätte. Nein, daran durfte man es unter keinen Umständen fehlen lassen. Für die erheblichen Ausgaben mußte demnach auch die gesamte Familie des Verstorbenen in irgend einer Weise aufzukommen suchen.

Schon am nächsten Morgen stand der Schuldherr vor dem Familienhaupt und forderte die Zahlung für Schnaps und Pulver. Es war der Kapitän eines dänischen Sklavenschiffes, das auf der Reede des benachbarten Negerorts Christiansborg vor Anker lag, und der längs der Küste den damals noch nicht verbotenen Sklavenhandel betrieb. Dem Dänen war es deshalb auch nicht um Geld noch um Landesprodukte zu tun, sondern um die schwarze Menschenware, die er an Zahlungsstatt für das gelieferte Faß Branntwein forderte. Und diese sollte ihm werden, denn nur allzuleicht ließen sich die trunksüchtigen Schwarzen betören und verkauften ihre eigenen Angehörigen an die

Tauschhandel gegen Sklaven.

Sklavenhändler, wenn sie nicht gerade einen Fremdling, der ihr Gebiet betrat, heimlich rauben und in die Sklaverei verkaufen konnten; oder es traf dies Los einen zahlungsunfähigen Schuldner, durch dessen Verkauf man sich schadlos hielt.

Auch diesmal sollte ein Familienglied an Zahlungsstatt dem Sklavenhändler für seine Lieferung von Schnaps und Pulver überliefert werden. Dabei durfte es kein schwächlicher Mann, kein abgearbeitetes Weib, kein unbrauchbares Kind sein. Nein, nur einen kräftigen Jüngling oder einen jungen rüstigen Mann hatte sich der Sklavenhändler ausbedungen.

So wurden ihm denn sämtliche jüngeren Familienglieder zur Auswahl vorgeführt. Unter ihnen befand sich auch Mensa, ein etwa sechzehnjähriger kraftvoller Jüngling, der klopfenden Herzens etwas im Hintergrund stand, denn nicht ohne Grund fürchteten er und seine Angehörigen, daß das Auge des finstern Sklavenhändlers auf ihn fallen könnte. Und richtig! Nachdem dieser lange und sorgfältig die Muskulalur und Brust, ja die Zähne eines jeden einzelnen untersucht hatte, schlug er mit der flachen Hand auf Mensas Schulter, drehte sich zum Familienhaupte herum und sagte mit rauher Stimme: „Den da nehme ich! Komm, Bursche, folge mir!“

Der arme Mensa warf verzweifelte Blicke im Kreise umher, in der Erwartung, das Familienhaupt, sein Oheim, werde Einspruch erheben. Wohl versuchte dieser, dem hartherzigen Händler Vorstellungen zu machen, daß er sein Neffe und sozusagen sein Sohn sei, und daß er statt seiner lieber zwei jüngere Knaben hergeben wolle, als gerade ihn, seiner Schwester Sohn. Aber der Sklavenhändler beharrte auf seiner Forderung und zog mit brutaler Ge-

walt den zitternden Mensa aus dem Kreise seiner Familienglieder.

„Den da, und keinen andern will ich haben; euch kann es gleich sein, welchen ich nehme, wenn ihr doch einmal mit Menschenware eure Schulden bezahlt.“ Mit diesen Worten faßte er Mensa mit festem Griff am Arm und stieß ihn vor sich her. Laut wehklagend erhoben sämtliche anwesende Weiber und Kinder im engen Negergehöft ihre Stimme, während sich Mensa willenlos von den Begleitern des Sklavenhändlers fortschleppen ließ.

Der Sklavenhändler schlug mit seinen Leuten den Weg nach dem dänischen Kastell Christiansborg ein, das eine halbe Stunde weiter westlich am Strande auf einer Klippe sich erhob. Es war dies ein festes Bollwerk mit wehrhaften Ringmauern, innerhalb welcher sich verschiedene Gebäude und Kasematten befanden. Das Kastell diente den hier seßhaften dänischen Beamten, die dem Sklavenhandel oblagen, zugleich als sichere Feste gegen etwaige Feindseligkeiten der umwohnenden Neger. Während nun in den oberen Gemächern der stattlichen Fortgebäude die wenigen Weißen ein zügelloses Leben führten, schmachteten in den unteren düsteren Kerkergewölben die für die Ausfuhr nach Amerika bestimmten Sklaven, bis ein Schiff sie für immer von dannen führte.

Auch der arme Mensa teilte ihr Los. Hinter den festen Riegeln der Kasematten sah er sich mit einigen Hundert Sklaven vereinigt, die in den nächsten Tagen verschifft werden sollten. Seine Unglücksgefährten waren ihm alle fremd, denn die meisten stammten aus dem Innern des Landes. Ihre eigenen tyrannischen Häuptlinge oder gewinnsüchtige Makler hatten sie hierher an die Küste eingeliefert und sie gegen allerlei europäische Waren,

Sklaventransport.

vor allem gegen Branntwein, Schußwaffen, Pulver, Baumwollenzeuge und allerlei Tand ausgetauscht. In langen Kolonnen, an einander gekoppelt, waren sie durch Steppe und Urwald gegen die Küste zu dahergetrieben worden. Gar mancher erlag dabei dem glühenden Sonnenbrand und der Erschöpfung. Erbarmungslos wurden die übrigen von der Peitsche des Treibers weitergehetzt, bis sich hinter ihnen das Tor des Sklavenforts schloß. Nun harrten sie in banger Erwartung ihres künftigen Loses.

Der Tag der Einschiffung war gekommen. Die eingebrachten Negersklaven wurden sämtlich aus ihrem Gewahrsam ans Tageslicht befördert und im Forthof versammelt. Sie hatten sich zuvor alle fein säuberlich waschen und mit Pflanzenfett einreiben müssen, um ihrem Aeußeren ein möglichst günstiges Aussehen zu geben. Mit den dänischen Fortbeamten erschien auch der Sklavenhändler, um seine Menschenware in Augenschein zu nehmen. In Reih und Glied standen die Wehrlosen vor ihm, und mit Kennermiene untersuchte er jeden Schwarzen aufs genaueste auf seine Brauchbarkeit und seinen Wert. Dann wurde dem Sklaven mit einem erhitzten Eisen ein Mal auf der Schulter eingebrannt, zum Zeichen, daß er das Eigentum des Händlers sei.

Endlich war der Handel abgeschlossen, und die Verschiffung konnte vor sich gehen. In dumpfer Ergebung ließ sich Mensa mit seinen Genossen an den nahen Strand führen, wo sie an den Händen gefesselt und truppweise an einander gekoppelt in die landesüblichen Baumboote verladen wurden. Dann ging es durch die Brandung, deren schäumender Gischt in die Boote schlug. Glücklich wurde sie durchschifft und die armen Gefangenen konnten froh sein, daß im Wogenschwall keins der Boote umschlug,

denn in diesem Fall wären die aneinander Gefesselten samt und sonders in den brandenden Wogen hilflos untergegangen oder den gefräßigen Haifischen zur Beute geworden.

Allmählich näherten sich die Boote mit ihrer Ladung dem Sklavenschiff, das weit draußen auf der See vor Anker lag. Gespenstisch erhob es sich, auf den Wellen auf und niederschaukelnd, vor den Augen der Schwarzen. Bei seinem Anblick brachen die geängsteten Leute in laute Klagen und in Wutgeheul aus; denn es sagte ihnen nur zu deutlich, daß sie auf ihm der Heimat für immer entführt werden sollten, einem Los entgegen, von dem sie sich keine oder die schrecklichste Vorstellung machten. Verzweifelt rüttelten sie an ihren Fesseln und wollten sich über den Bootsrand ins Wasser stürzen; aber angekettet an die Planken des Boots war jeder Fluchtversuch unmöglich gemacht. Mit Gewalt wurden sie an Bord des Schiffes verbracht und in dessen Kielraum gesperrt. Hier lagen und kauerten bereits eine große Anzahl von Negersklaven, die der Kapitän an andern Küstenorten als Ladung eingenommen hatte. Dann schloß sich die Luke hinter ihnen und das Schiff setzte Segel.

Die Fahrt ging nach den westindischen Inseln, wo der Kapitän seine Ladung an die Pflanzer der Zuckerplantagen absetzen wollte. An Deck des Fahrzeugs waren alle Sicherheitsmaßregeln gegen einen Aufstand der Sklaven getroffen; denn die armen Leute waren in ihrer verzweifelten Lage zu allem fähig. Wohl waren sie im Kielraum, wo sie wie die Häringe verstaut waren, in sicherem Gewahrsam, aber um Krankheiten und Sterben zu wehren, mußten sie doch täglich einmal an die frische Luft auf Deck verbracht werden. Hier erhielten sie auch in großen

Kesseln, um die sie gruppenweis herumhockten, ihre Nahrung. Der enge Raum, auf dem sie sich hier frei bewegen durften, war deshalb sorgfältig durch Bretterwände vom übrigen Verdeck abgesperrt, und Schildwachen mit geladenem Gewehr aufgestellt. Immerhin kam es gelegentlich einmal vor, daß es den schlauen, entschlossenen Schwarzen gelang, sich der Schiffsbemannung zu bemächtigen und sie niederzumachen. Nicht selten stürzte sich auch der eine oder andere Neger in seiner Verzweiflung über Bord, wo man ihn kaum wieder aufzufischen vermochte.

Das Schiff erreichte indes ohne Zwischenfall das ferne Westindien und der Kapitän setzte seine Menschenware ans Land. Auf dem Sklavenmarkt wurden die Leute alsbald öffentlich versteigert und fanden guten Absatz. Ein jeder folgte seinem Herrn, sei es auf dessen Pflanzung, sei es als Hausdiener in Stadt und Land. In unfreier Stellung hatten sie fortan Zeit ihres Lebens Sklavendienste zu verrichten und blieben verkäufliche Menschenware, die je nach Umständen aus einer Hand in die andere ging wie ein Stück Vieh.

Unser Mensa traf es verhältnismäßig glücklich. Er wurde nicht für den Sklavendienst auf einer Zuckerplantage gekauft, sondern ein deutscher Edelmann aus Weimar fand Gefallen an dem jungen Burschen und nahm ihn in seine Dienste als Reitknecht, Kutscher und Diener. Wohl war er auch in dieser Stellung Sklave, aber sein Herr war ein edeldenkender Mann, der ihn freundlich und mild behandelte. Ueberdies war der Hausdienst nicht mit so viel Härte und Grausamkeit verbunden, wie die Arbeit auf den Pflanzungen. Auch bot seine Stellung als Diener des vornehmen Mannes viel Abwechslung, und er sollte als solcher gar mancherlei von der Welt sehen und erleben.

Durch die weite Welt.

Mensas Gebieter war nicht ansäßig in Westindien, sondern er befand sich auf Reisen. Darum war auch seines Bleibens nicht auf jenen idyllischen Inseln. Nachdem er sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten und verschiedene derselben besucht hatte, schiffte er sich nach Brasilien ein und besuchte dessen schöne Hauptstadt Rio de Janeiro. Doch auch mit noch manchem andern Ort des damals noch wenig erkundeten Landes machte sich der Reisende bekannt, während in Europa die Kriegsfackel lohte und die französische Revolution die europäische Welt erschüttert hatte. Auf allen diesen Reisen war der schwarze Diener der treue Gefährte seines Herrn, und er hatte sich in seiner einfachen Fischerhütte am westafrikanischen Gestade nicht träumen lassen, daß er dereinst ein Stück der großen, weiten Welt sehen würde. Und was lag noch alles vor ihm!

Auch in Brasilien hielt sich der deutsche Edelmann nur vorübergehend auf. In Rio de Janeiro schiffte er sich mit seinem Diener nach Portugal ein. Hier befand sich bei ihrer Ankunft das Land in großer Erregung. Es war die Zeit der napoleonischen Kriege; die Franzosen waren in Portugal und Spanien eingerückt. Die herrschenden Königsfamilien waren vertrieben und Napoleon nahm Besitz von beiden Ländern. Portugal teilte er in drei Stücke und in Spanien setzte er seinen Bruder Joseph zum König ein, der unter dem Schutz der französischen Truppen als Joseph I. in der Hauptstadt Madrid einzog (1808).

Darüber war das stolze spanische Volk aufs äußerste empört. Alle Gaue erhoben sich, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Allenthalben bildeten sich Ver-

einigungen, die den Aufstand organisierten. Sie riefen das Volk zur allgemeinen Erhebung auf. Adel, Bürger, Bauern, Mönche und selbst Frauen bewaffneten sich und führten in einzelnen Banden einen verzweifelten Freiheitskampf gegen die Unterdrücker. Und wie die Spanier, so griffen auch die Portugiesen zu den Waffen und kämpften mit wechselndem Glück. Nur mit Mühe erwehrten sich die französischen Heere der erbitterten Landesverteidiger.

In diesen Kampf griff auch unser deutscher Edelmann ein, aber auf seiten der Franzosen, in deren Militärdienste er nach seiner Ankunft in Portugal trat. Auf diesen Kriegsfahrten, die ihn im ganzen Lande herumkommen ließen, begleitete ihn wie bisher sein schwarzer Diener, der sich dabei mit der Zeit die nötigsten Brocken der französischen, spanischen und deutschen Sprache aneignete; denn solches pflegt einem Afrikaner bei seinem guten Gedächtnis ein Leichtes zu sein, indem er wie ein Kind im Verkehr mühelos eine fremdländische Sprache lernt. In Spanien empfing der heidnische Neger auch die römisch-katholische Taufe und mit ihr den Namen Sebastian zum Andenken an den Schutzheiligen Spaniens. Von nun an wurde er mit dem verkürzten „Bast“ gerufen.

Doch auch in Spanien war nicht seines Bleibens. Es war inzwischen das Jahr 1812 herangekommen, und Napoleon, der nimmersatte Eroberer, rüstete zum Feldzug nach Rußland. Er brachte ein ungeheures Heer zusammen, wie es die Welt zuvor noch nie gesehen hatte, und zu welchem alle möglichen Völker Europas, selbst die Deutschen und Schweizer, ihre Truppenteile stellen mußten. Wie eine gewaltige Lawine wälzte sich das ungeheure Völkerheer gegen Osten.

Im Gefolge von Kaiser Napoleon befand sich auch

unser deutscher Edelmann mit Bast, seinem getreuen Waffengefährten, der später noch in seinen alten Tagen mit Stolz davon erzählte, daß er den Kaiser Napoleon oft und viel gesehen habe. Ja, er durfte sich rühmen, daß er als Afrikaner gegen seinen Willen ein Stück europäischer Weltgeschichte miterlebt habe, wennschon er keinerlei Einfluß auf diese ausgeübt hatte.

Mit dem französischen Kriegsheer und in des Kaisers Gefolge gelangte der Edelmann mit seinem Bast schließlich bis ins Herz Rußlands, nach Moskau. Nun hieß es aber: Bis hierher und nicht weiter! Statt der gehofften Siege, brach Unheil und Verderben über die vordringenden Heeresteile herein.

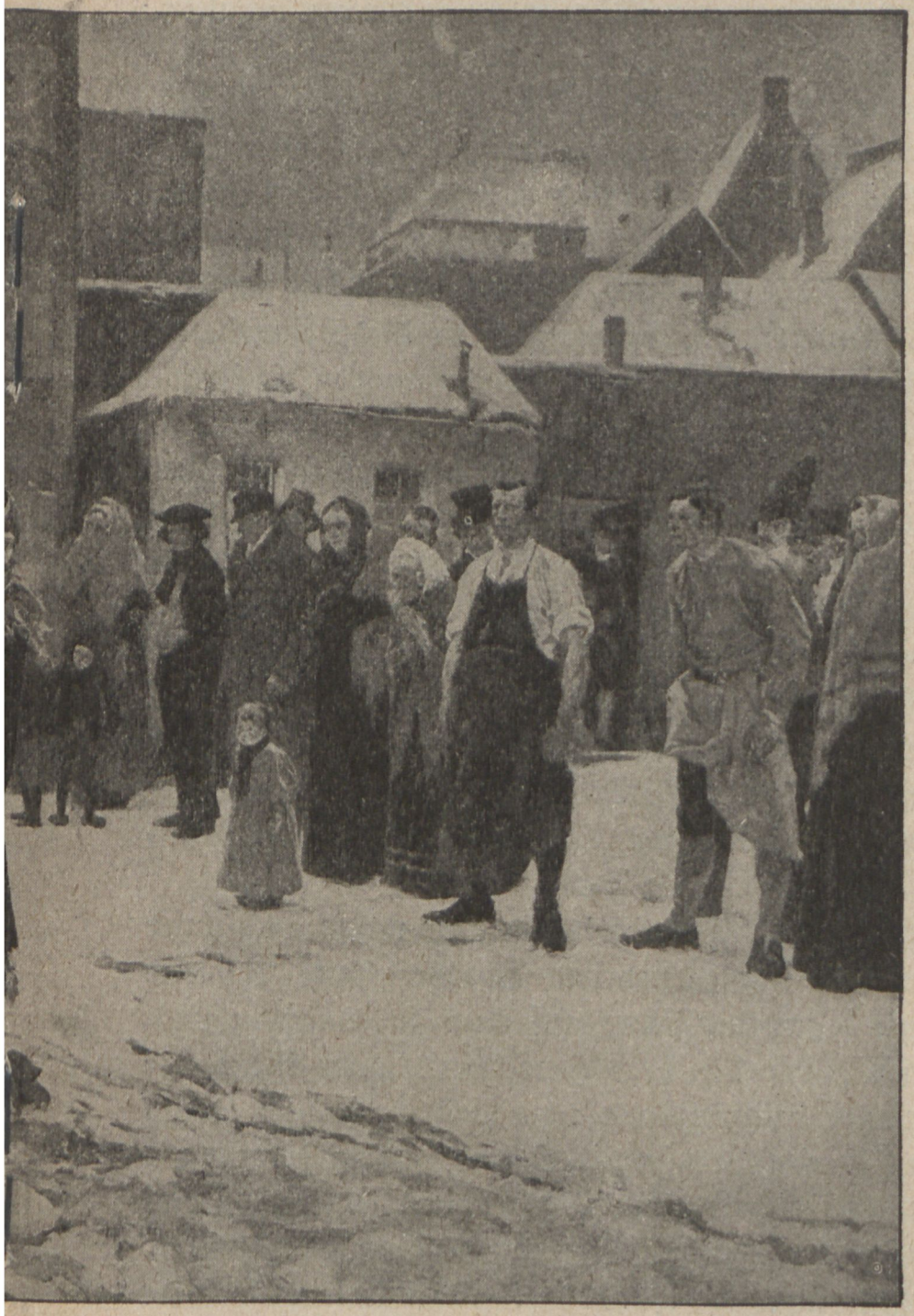
Es ist bekannt, wie in Moskau sich das Schicksal der französischen Armee entschied. Die große Hauptstadt, die dem Heere als sicheres Winterquartier dienen sollte, ging in Flammen auf, und die stolze, siegesbewußte Armee mußte sich zum schimpflichen Rückzuge anschicken. Von der grimmen Winterkälte aufgerieben, vom Hunger entkräftet, von den nachdrängenden Russen auf allen Seiten verfolgt, suchten die einzelnen Heeresteile in aufgelöster Ordnung durch die öden, verschneiten Fluren Rußlands die ferne, sichere Heimat zu erreichen. Aber nur wenige waren so glücklich, den Schnee- und Todesgefilden des Ostens zu entrinnen. Nur ein kleiner Rest erreichte den heimischen Boden. Eine halbe Million junger, blühender Männer waren mit schmetternder Musik und fliegenden Fahnen, geschwellt von Siegeszuversicht, über den Grenzfluß Niemen gezogen. Qualvoll waren die meisten umgekommen und eine Beute der Raben und Wölfe geworden, oder in die Hände der umherstreifenden Kosaken gefallen. Verkommen, verhungert, ein erbarmungswerter

Haufe von Krüppeln und zerlumpten Bettlern, schleppte sich die große Armee nach Polen und Deutschland zurück. Napoleon aber, der vormals in aller Welt gepriesene Held, verließ seine aufgelöste Armee und eilte in einem Schlitten dem fernen Frankreich zu. Gottes allmächtige Hand hatte dem stolzen Eroberer den Kommandostab aus den Händen genommen und ihm auf seinem Siegeszug Halt geboten.

Zu den Glücklichen, die nach all den Schrecknissen des russischen Feldzugs die deutsche Grenze und damit die Heimat erreichten, gehörte auch der Edelmann mit seinem Diener Bast. Was sie erlebt und erlitten, blieb ihnen zeitlebens im Gedächtnis.

Doch kaum ist ein halbes Jahr verstrichen, da treffen wir sie auf neuer Kriegsfahrt, und zwar diesmal im deutschen Heer. Das Gottesgericht, das in Rußland über Napoleon und seine Streitmacht hereingebrochen war, ermutigte einen Teil der deutschen Völker zur Schilderhebung gegen die französische Gewaltherrschaft. Im Frühjahr 1813 ergriffen sie die Waffen, um für ihre Befreiung zu kämpfen. Auch das Herz des deutschen Edelmanns, der lange dem fremden Gewalthaber im Westen und Osten gedient hatte, war von dem Frühlingswehen der erwachenden Freiheit mit ergriffen worden, als Deutschlands Söhne sich ermannten und mutvoll in den Befreiungskampf stürmten. Er stellte sich in die Reihen seiner deutschen Brüder; und der Afrikaner, unser Bast? — Nun, er zog eben mit, wohin die Kriegspflicht seinen Herrn rief. Wohl hatte er nicht das Schwert zu ziehen, und überhaupt nichts mit dem Waffenhandwerk zu tun, denn davon verstand er nichts; aber er hatte als Knappe seines Herrn allezeit, und wo es auch sein mochte — sei es auf dem Marsche, sei es im Standquartier oder im

Heimkehr vom russisch



ben Feldzug. (S. 14)

Schlachtgewühl — in dessen nächster Nähe zu sein und ihm Handreichung zu tun. Ihm folgte er wie sein Schatten und verrichtete in allen Treuen seinen Dienst.

Es war am 16. Oktober 1813, daß auf der weiten Ebene bei Leipzig die deutschen, russischen und österreichischen Völker als Verbündete dem französischen Gewalthaber und seinem Heere die Stirne boten und zum entscheidenden Schlage ausholten. Es war ein blutiges Ringen, bis die Riesenmacht des Gewaltigen vor den Schwächeren im Staube lag. Vollständig geschlagen mußten die Franzosen am 18. Oktober die Flucht nach Westen antreten. Aus dem weiten Leichenfelde aber ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohner hilflos und hungernd ein Obdach suchten. Heute erhebt sich inmitten des damaligen Schlachtfeldes ein gewaltiges Siegesdenkmal, das zur hundertjährigen Erinnerung an jene Völkerschlacht des Jahres 1813 auf Leipzigs Gefilde errichtet ward. Bei seiner Einweihung 1913 ahnte man nicht, daß die Völker Europas am Vorabend noch gewaltigerer und blutigerer Schlachten und Welterschütterungen standen.

An jener Völkerschlacht bei Leipzig nahm auch unser Edelmann und sein Diener teil. Ja, Bast hatte bei dieser Gelegenheit sogar die Ehre, auf dem sogenannten Monarchenhügel, wo die drei Herrscher: Kaiser Alexander von Rußland, Kaiser Franz von Oesterreich und König Wilhelm III. von Preußen, nach der Schlacht zusammenkamen und Gott für den Sieg dankten, in Begleitung seines Herrn mit den drei Monarchen zusammenzutreffen. Diese Begegnung war ihm um so eindrücklicher, als jeder derselben den beglückten Neger mit einem Goldstück beschenkte.

* * *

Endlich war der Friede in allen Landen eingekehrt. Die wilden Wogen der Völkerbewegung hatten sich gelegt. Ein jeder freute sich wieder der friedlichen Tage und sonnte sich in deren Glück am heimischen Herde. Auch unser Edelmann war des unruhigen Umherschweifens in der Welt müde und kehrte in seine Vaterstadt Weimar zurück. So fand denn auch unser Bast sein Heim daselbst und diente seinem Herrn bis an dessen Tod, ohne je daran zu denken, daß er noch einmal den Strand seiner afrikanischen Heimat betreten würde. Und doch sollte ihm das in seinem wechselvollen Leben beschieden sein. In Weimar wurde Bast auch in die lutherische Kirche aufgenommen, und er ward somit aus einem Katholiken ein Protestant.

Heimwärts.

Sein Herr war ins Grab gesunken, und Bast hatte mit ihm viel verloren; war er ihm doch allezeit ein wohlwollender, gütiger Gebieter gewesen. Nun brachen schlimme Tage für den armen Schwarzen an; denn eine harte, rauhe Hand waltete fortan über ihm. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er nach dem Tode seines Herrn in die Dienste von dessen Schwester treten mußte, und diese führte ein gar strenges Regiment. Der schwarze Diener konnte ihr nichts recht machen, und nur mit Seufzen und Zagen verrichtete er seine Arbeit. Dabei sah er als Fremdling keinerlei Ausweg, sich seiner traurigen Lage zu entziehen; denn obschon ihm sein sterbender Herr einen Freibrief ausgestellt und ein Legat von zweihundert Dukaten ausgesetzt hatte, so befand er sich doch ganz in der Hand von „Ihro gestrengen Gnaden." Ja, die alte Dame suchte dem armen Negerburschen auf jede Art und Weise

seinen Freibrief zu entlocken, und von seinem Legat, das sie ihm hätte auszahlen sollen, sah er nichts. Er wurde mit leeren Versprechungen vertröstet. Freunde und Bekannte, an die er sich etwa um Hilfe oder Rat hätte wenden können, besaß er nicht; denn wer hätte sich wohl auch des armen, verachteten Negers, zumal in jener Zeit, annehmen wollen. Seine schwarze Farbe und sein gebrochenes Deutsch schied ihn nur zu sehr von den Kindern des Landes.

Bast ertrug längere Zeit geduldig den traurigen Zustand seiner Lage. Dann aber sann er auf Flucht. Ein großer Gedanke hatte seine Seele ergriffen. Wie wäre es, dachte er, wenn ich meine Heimatküste zu erreichen suchte! War er in seinen jüngeren Jahren zu Schiff von Afrika nach Amerika und von da bis nach Europa gelangt, warum sollte es ihm nicht gelingen, von hier nach Afrika zurückzukehren? Liefen doch heute noch so gut wie damals Schiffe von Hafen zu Hafen. Er sann hin und her und entwarf allerlei Pläne; aber immer wieder verschob er das Wagnis.

Endlich half ihm ein kleiner Anlaß zum Entschluß. Eines Tages hatte er das Unglück, eine wertvolle Porzellantasse seiner Herrin zu zerbrechen. Er hatte allen Grund, den Zorn der strengen Dame zu fürchten, und um dem drohenden Ungewitter zu entgehen, machte er sich eilends aus dem Staube, bestieg die Post und kutschierte in die weite Welt hinaus. Als weitgereister Mann war er nicht ganz ohne geographische Kenntnisse, und auch ohne solche, wie sie in den Büchern stehen, findet sich ein Neger in der Welt zurecht; denn es kommt ihm weder auf die Zeit an, noch auf einen kleineren oder größeren Umweg. Zudem standen, wie wir wissen, Bast mehrere Sprachen zu Gebote.

Sein Sinn stand zunächst nach Dänemark und dessen Hauptstadt Kopenhagen, da er von dort aus am leichtesten in seine afrikanische Heimat zu gelangen hoffen konnte; denn seine Vaterstadt La bei Christiansborg — das wußte er — lag in den damals dänischen Besitzungen der Goldküste.

Sein nächstes Ziel war Straßburg und Paris, wo er seinerzeit schon mit seinem Herrn bei dessen Rückkehr von Spanien nach Deutschland gewesen war. Glücklich kam er in Straßburg an; aber als er hier die Postkutsche bestieg, um weiter nach Paris und von da nach Havre zu fahren, hatte er das Unglück, daß sein Koffer, der seine Habseligkeiten und einiges Geld enthielt, auf einen andern Postwagen verladen und wer weiß wohin befördert wurde. Er hat ihn auch nicht wiedergesehen. Sehr wahrscheinlich war es kein bloßes Versehen, sondern Diebeshand, die den armen Neger um sein bischen Hab und Gut brachte.

Von allem entblößt, erreichte Bast den großen Hafenplatz Havre an der Mündung der Seine, von wo er durch irgend eine Schiffsgelegenheit nach Dänemark zu gelangen hoffte. Mit leeren Taschen und hungrigem Magen irrte er in der fremden Stadt und im großen Hafen umher, bis es ihm gelang, nach langem Suchen einen Schiffskapitän aufzufinden, der ihn auf seine Bitte hin mit nach Kopenhagen zu nehmen versprach. Nun war ihm geholfen, und gern verrichtete er während der Ueberfahrt mancherlei Arbeit an Bord des Schiffes als Gegendienst. Und wenn auch das rauhe, übermütige Matrosenvolk allerlei Späße mit dem Neger trieb, so fühlte er sich doch schon halb und halb auf heimischem Boden. Er hätte auch nicht ein Neger sein müssen, der nach harmloser Kindesart gern auf tollen Uebermut und frohsinnigen

Scherz eingeht. Selbst der Kapitän fühlte sich dazu aufgelegt, wenn er sich des Abends mit dem weitgereisten Neger unterhielt und seine Freude an dessen Kauderwelsch hatte.

Frohgemut stieg Bast in Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen ans Land, und wie Musik schlugen die seit seiner Kindheit nicht mehr gehörten Laute der dänischen Sprache an sein Ohr. Kopenhagen kam ihm daher schon wie ein Stück Heimatland vor. Hier durfte er auch hoffen, den einen oder andern Dänen zu treffen, der vormals als Beamter auf der Goldküste geweilt hatte und ein Interesse an ihm haben werde.

Dem war auch in der Tat so. Ja, es gelang ihm, mit Hilfe solcher vor den dänischen König zu gelangen, dem er sich als ehemaliger dänischer Untertan von der Goldküste vorstellte, ihm seine Schicksale erzählte und ihn um Hilfe anging. Vor allem bat er den König, ihm die Rückkehr nach Afrika, in seine alte Heimat zu ermöglichen.

Er sollte sich nicht umsonst an des Königs Huld gewandt haben. Die Angelegenheit des heimatlosen Negers wurde auf königliche Anordnung der dänischen Regierung übergeben, und diese tat die nötigen Schritte. Sie wollte indes ihren Schützling nicht einfach abschieben und ihn dann sich selbst überlassen, sondern ihn auch instand setzen, sich in seiner Heimat künftighin sein Brot auf redliche Weise zu verdienen. Zugleich lag es ihr an, den brauchbaren Mann in ihren Dienst an der Goldküste nützlich zu verwenden. Zu diesem Zweck sollte er vor seiner Rücksendung in irgend einem Fach ausgebildet werden. Und das geschah. Da inzwischen an der westafrikanischen Küste der ergiebige Sklavenhandel hatte eingestellt werden müssen, oder doch durch englische Kreuzer bedeutend eingeschränkt

Kornmahlen und Stampfen von Bananen.

war, sahen sich die seefahrenden Staaten, die dort Besitzungen inne hatten, veranlaßt, diese durch Kulturversuche und Ausfuhr von Landesprodukten für das Mutterland zu verwerten. So trug man sich auch an der Goldküste mit allerlei Kulturplänen, und die dänische Regierung dachte unter anderem daran, in Christiansborg, dem damaligen dänischen Hauptort an der Goldküste, eine Windmühle zu errichten. In ihr sollte der schmackhafte Mais oder türkische Weizen, die Hauptnahrung der Küstenbevölkerung, gemahlen werden. Von den Eingeborenen geschah dies bisher und geschieht es noch bis auf den heutigen Tag mit viel Mühe und Zeitverlust in der Weise, daß die Negerfrauen den Mais zwischen zwei Steinen zerreiben und dadurch den täglichen Mehlbedarf gewinnen.

Bast war nun dazu ausersehen, die Müllerei zu erlernen und diesen neuen Kulturzweig in seinem Vaterland einzuführen. Man gab ihn einem Windmüller in die Lehre und baute eine Windmühle, die in Christiansborg errichtet und vom Seewind in Betrieb gesetzt werden sollte. Das Schiff, das die Mühle an Bord trug, brachte auch unsern Bast in das Land seiner Väter zurück, von wo er vor Jahrzehnten als Sklave hinweggeführt worden war; damals ein kräftiger Jüngling, jetzt ein alternder Mann mit ergrautem Haar. Wie ein Wunder wurde er von seinen Volksgenossen angestaunt, denen er des Abends am glostenden Herdfeuer nicht genug von seinen Wegfahrten und Erlebnissen in der fremden Welt drüben über dem weiten Ozean erzählen konnte.

Die für die Neger so wunderbare Mühle mit ihren mächtigen Flügeln, die sich im frischen Seewind drehten und das geheimnisvolle Gangwerk in Bewegung setzten, wurde in Christiansborg aufgestellt und stand eine Zeit-

lang in gutem Betrieb. Bast, der schwarze Müllermeister, waltete treulich seines Amts. Aber die Freude währte nicht allzulange. Die Termiten oder weißen Ameisen, die alles Holzwerk zerstören, und denen man schwer beikommen kann, hatten sich verschworen, diese Neuerung nicht aufkommen zu lassen. Sie höhlten die Balken aus und zernagten die Bretter, bis das ganze Bauwerk eines schönen Tages in sich zusammenbrach. Das Schicksal der Windmühle war damit besiegelt. Nichts blieb davon übrig als die massiven Mahlsteine, an denen sich die zerstörungswütigen Termiten umsonst die Zähne ausgebissen hätten. Noch nach Jahrzehnten lagen die schweren Steine zwischen Kaktus und Rizinussträuden an der Stätte, wo sich vor Zeiten die Mühle erhoben und lustig geklappert hatte. Der arme Bast aber stand erwerblos vor den Trümmern seiner Arbeitsstätte.

In allerlei Dienst.

Nach dem Zusammenbruch der Mühle auf der hohen Düne von Christiansborg mußte der Müllermeister Bast sich nach einem andern Erwerbszweig umtun, denn mit seinen Volksgenossen auf den Fischfang auszuziehen, daran konnte er nicht denken. Dessen war er nicht mehr gewöhnt, und für den Betrieb von Landwirtschaft eignete sich der unfruchtbare Strand nicht. Doch die dänische Verwaltung von Fort Christiansborg wußte Rat. Bast war ja zu allem zu gebrauchen. Als ehemaliger Diener und Reitknecht verstand er sich auf die Behandlung von Pferden. Doch solche waren damals auf der Goldküste nicht anzutreffen und wohl auch nicht zu verwenden. Dagegen wollte man's mit Ochsen als Zugvieh versuchen, wie dies

in Südafrika und anderwärts geschieht. So führte man denn dementsprechend einiges Hornvieh von irgendwo ein und Bast erhielt den Auftrag, die Ochsen anzugewöhnen, um dann als Ochsenführer und Wagenlenker seinen Dienst zu tun. Doch wohin sollte die Fahrt gehen, und welchem Zwecke sollte sie dienen?

Etwa fünf Wegstunden landeinwärts am Fuß des Gebirges hatten die Dänen von Fort Christiansborg eine Pflanzung mit einem hübschen, luftigen Landhaus liegen. Hier verbrachten die Beamten je und je ihre Zeit in ländlicher Zurückgezogenheit oder, wie wir heute sagen würden, in der Sommerfrische, wenn überhaupt von einer solchen im tropischen Westafrika die Rede sein kann. Tamarinden und Orangenbäume umstanden den Landsitz, und ein kleines Negerdorf, von Sklaven bewohnt, lehnte sich mit seinen niedrigen Erdhütten an denselben. Die von der dänischen Regierung hier angesiedelten Sklaven bauten etwas Kaffee und Baumwolle, kultivierten Oelpalmen und zogen allerlei Feldfrüchte. Es war ein idyllisches Plätzlein, an dem man gern unter dem Schatten der duftenden Limonensträucher weilte. Später, nachdem die dänische Besitzung an die Engländer übergegangen war, kümmerte sich niemand mehr um das Anwesen. Das Gebäude zerfiel und die Pflanzung verwilderte; niemand beaufsichtigte mehr die dortigen Neger, die nur noch das Nötigste für den eigenen Gebrauch anbauten. Heute ragen nur noch einzelne Trümmer jenes „Lusthauses“ aus dem wilden Dickicht des Waldes hervor; vereinzelte Baumwollstauden mit ihren weißen Kätzchen oder Fruchtkapseln deuten auf die ehemalige Pflanzung hin. Die alten knorrigen Tamarinden und Orangenbäume liefern noch immer ihre köstliche Frucht den heutigen Nachkommen jenes ehe-

maligen Sklavendorfes. Auch führten diese noch Jahrzehnte lang, obschon sie längst durch die englische Herrschaft frei geworden waren, den Namen „Königskinder“ zur Erinnerung an jene Zeiten, als sie Hörige des Königs von Dänemark waren.

Zwischen der Küste und jener Pflanzung, wohin die Regierung auch einen Fahrweg durch die Grassteppe und die Buschzone hatte herstellen lassen, sollte nun Bast mit seiner Ochsenpost den Verkehr vermitteln. Fleißig wurde auch sein Fuhrwerk benützt. Doch er hatte auch damit kein Glück. Nur allzubald erlag das Zugvieh dem giftigen Biß der Tsetsefliege, die in jener Buschzone häufig vorkommt und allem Klauenvieh gefährlich ist. So nahm es auch mit dem Ochsengespann ein jähes Ende.

Armer Bast! Sein Lebensweg war überall mit Dornen verhegt, und seine alten Tage sollten sich — freilich z. T. durch seine eigene Schuld — noch recht trüb gestalten. Er fiel bei den Dänen, die seiner müde wurden, in Ungnade und sie nahmen sich seiner nicht mehr weiter an. Auf sich allein angewiesen, sah er sich vereinsamt und verlassen. Bei seiner Familie, in der nahen Fischerstadt La konnte er auch keinen Anschluß suchen, denn eine solche existierte für ihn nicht mehr. Sie war seit seiner Wegführung als Sklave z. T. ausgestorben oder verdorben. Was von ihr noch vorhanden war, kam für ihn nicht mehr in Betracht. Durch allerlei kleinen Schacher, wie ihn der Küstenneger gerne treibt, suchte er sein Leben weiter zu fristen. So trieb er sich an den Küstenorten herum, ohne eine feste Heimstätte zu haben.

Diese unstäte Lebensweise sollte nicht ohne üble Folgen für ihn sein. Er fiel dadurch einem Feinde in die Hände, der ihn noch übler traktierte als seine ehemalige Gebieterin

in Weimar. Er ergab sich dem Trunk und wurde ein Sklave des Branntweins. Dadurch kam er leiblich und geistig immer mehr herunter, so daß niemand etwas mit dem trunkenen Bast zu tun haben wollte. Was nützte ihm seine Anstelligkeit, sein Gereistsein in den zivilisierten Ländern der alten und neuen Welt, sein weiterer Gesichtskreis, den er vor seinen Landsleuten voraus hatte? Durch sein Laster war er in kurzem ein Mann geworden, der sich nur mühselig durchzuschlagen vermochte; und nirgends schien sich eine rettende Hand zu bieten, die den alten Neger aus dem Sumpf heraushalf und ihn wieder in Zucht und Ordnung nahm.

Um jene Zeit — es war im Jahre 1850 — landete der Basler Missionar Johannes Zimmermann an der Goldküste und bezog die Station Christiansborg, wo er junge christliche Neger für den Missionsdienst unter ihrem Volk heranziehen sollte. Neben dieser Aufgabe gedachte er jedoch auch durch Landbau und Viehzucht die äußeren Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner zu heben. Da der Landbau an der regenarmen Küste aber aussichtslos war, so blieb ihm nur ein Versuch mit der Viehzucht übrig. Für die Besorgung des Viehs hielt es jedoch schwer, jemanden unter den Eingeborenen zu finden, der dies mit Sachkenntnis und Treue tat; denn die dortigen Neger waren es von jeher gewohnt, das wenige Rindvieh, das sie hielten, frei und ungebunden in der Steppe herumlaufen zu lassen und es nur als Schlachtvieh an die Schiffe zu verkaufen. Zimmerman lag es dagegen an, das Vieh nach europäischer Art anzugewöhnen ,und durch Milchwirtschaft Nutzen aus ihm zu ziehen.

Da wurde Zimmermann eines Tages auf den alten Bast aufmerksam, der ihn auf deutsch begrüßte und an-

redete. Er erfuhr von ihm, wer er sei und was er treibe. Das ist mein Mann, dachte der Missionar, und schlug ihm vor, bei ihm als Kuhhirt einzutreten. Bast willigte gern ein und trat als solcher sein Aemtlein an. Redlich mühte er sich, seinen Posten im Kuhstall zu versehen. Aber auch auf diesem Gebiet war seine Mühe vergeblich. Das Vieh ging ein, und der Versuch mußte aufgegeben werden. Nun stellte Zimmermann seinen Kuhhirten als Koch an und war nicht übel mit ihm versehen. Auch für Bast schien es das rechte Plätzlein zu sein, wo er im Frieden und ohne Sorge seine Lebenstage zubringen konnte. Ja, wenn er frei und nicht ein Gebundener gewesen wäre! Wenn nicht der heillose Branntwein mit der Zeit wieder Macht über ihn gewonnen hätte! Trotz alles Mahnens und Bittens blieb er ein Sklave desselben, und das Leben an der Küste, wo der Schnapshandel florierte und die Gelegenheit zum Trunk so verführerisch war, diente ihm nicht zur Bewahrung. Mit Schmerz sah der Missionar, daß es mit dem armen Bast bergabwärts ging. Es war wie ein Verhängnis: für ein Faß Branntwein war Bast seinerzeit in die Sklaverei verkauft worden; im Schnaps drohte sein Leben zu enden.

Sollte der schwache Mann nicht vollends darin untergehen, so mußte er notgedrungen von der ihm gefährlichen Küste entfernt und in andere, bessere Umgebung versetzt werden. Missionar Zimmermann beschloß deshalb, ihn nach der landeinwärts gelegenen Missionsstation Abokobi zu verpflanzen, wo er der Versuchung durch den Branntwein weniger ausgesetzt war. Abokobi war damals eine aufblühende Christenansiedelung, auf der christliche Zucht und Ordnung durchgeführt werden konnte. Wackere Christen übten strenge Aufsicht, daß kein unordentliches

Dorfstraße in Abokobi.

Wesen einreißen konnte. Aller Branntwein war hier ausgeschlossen und es wurde auf einen christlichen Wandel gesehen. In dem kleinen Gemeinwesen waltete christlicher Geist und gute Sitte.

Bast fand sich willig, die Küste mit dem stillen Christendorf Abokobi zu vertauschen und siedelte dahin über. Es war der rechte Platz für ihn; denn hier konnte und durfte er seinem Laster nicht frönen, und die Zucht, unter der er stand, war ihm heilsam. Anderseits war er den dortigen Missionaren ein wertvoller und geschätzter Gehilfe in allen äußeren Geschäften. Willig und geschickt unterzog er sich allen Arbeiten im Missionshaus, für die sonst kein Eingeborener zu haben oder zu gebrauchen war. Ja, man konnte ihn recht wohl das Faktotum der Missionsfamilien nennen. Die christliche Luft, die ihn umgab, der tägliche Verkehr mit den Missionaren, und das Leben in der Christenansiedelung wirkte zudem wohltuend auf sein eigenes christliches Leben. Er hatte hier sein Zoar gefunden. Und doch war seines Bleibens auch hier nicht.

Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn an die Küste zurück. Das stille Dorf im Buschland, wo nur einfache Bauern lebten, ward ihm mit der Zeit zu enge, die strenge Zucht der Christengemeinde wurde ihm lästig. Eines Tages machte er sich in aller Frühe auf den Weg und kehrte an die Küste zurück.

Es war nicht zu seinem Heil. Die gewonnene Freiheit führte ihn wieder in die Knechtschaft hinein. Nur zu bald gewann der Branntwein wieder Gewalt über ihn und ließ ihn von Stufe zu Stufe sinken. Wieder streckten die Missionare ihre rettende Hand nach ihm aus und sorgten noch rechtzeitig dafür, daß er nach Abokobi zurückkehrte.

Hier im freundlichen Christendorf hat dann Bast, der vielgereiste und in der Welt umhergeworfene Neger, seinen Lebensabend vollends zugebracht. Aber dieser Lebensabend war voll Mühe und Not. Höchst kümmerlich mußte sich der alte Mann durchringen. Trotz seines Alters, das sonst dem Neger meist einen sorglosen Ruheabend gewährt, mußte er sein tägliches Brot durch etwas Ackerbau zu gewinnen suchen. Nebenher verschaffte ihm die Mission noch einigen Verdienst, indem sie ihn bei der Herstellung eines Brunnens als Aufseher beschäftigte. Aber als dann dieser Nebenverdienst wegfiel, und die wasserarme Gegend vollends noch von einer Hungersnot heimgesucht wurde, da war Schmalhans Küchenmeister und der arme Bast hatte böse Tage. Er hätte diese harte Zeit wohl auch kaum durchgemacht, wenn sich nicht der Missionar seiner angenommen hätte.

In dieser Zeit der Not, da auch seine Leibeshütte allmählich zusammenbrach, lernte Bast sich mehr und mehr halten an den Herrn, seinen Gott. Im Vertrauen auf sein Heil und die vergebende Gnade seines Heilandes beschloß er alt und lebenssatt am 30. Dezember 1866 sein vielbewegtes und doch so armes Leben.

OKR STUTTGART Stg117
074 285 6

Fort Christiansborg (Goldküste).